

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 23

Artikel: Johann Rudolf Tschiffeli : 1716-1780
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636241>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In den Zimmern der Maintenon, wo sich der König nachmittags aufzuhalten und wohl auch mit seinen Ministern



Joh. Rud. Schiffeli, der Begründer der Oekonomischen Gesellschaft.

bis in die späte Nacht hinein zu arbeiten pflegte, wurde ihm ein Gedicht überreicht im Namen der gefährdeten Liebhaber, welche klagten, daß, gebiete ihnen die Galanterie, der Geliebten ein reiches Geschenk zu bringen, sie allemal ihr Leben daran setzen müßten. Ehre und Lust sei es, im ritterlichen Kampf sein Blut für die Geliebte zu verspritzen; anders verhalte es sich aber mit dem heimtückischen Anfall des Mörders, wider den man sich nicht wappnen könne. Ludwig, der leuchtende Polarstern aller Liebe und Galanterie, der möge hellaufstrahlend die finstre Nacht zerstreuen und so das schwarze Geheimnis, das darin verborgen, enthüllen. Der göttliche Held, der seine Feinde niedergeschmettert, werde nun auch sein siegreich funkelnbes Schwert zücken und wie Herkules die Vernäische Schlange, wie Theseus den Minotaur, das bedrohliche Ungeheuer bekämpfen, das alle Liebeslust wegzehre und alle Freude verdüstere in tiefes Leid, in trostlose Trauer.

So ernst die Sache auch war, so fehlte es diesem Gedicht doch nicht, vorzüglich in der Schilderung, wie die Liebhaber auf dem heimlichen Schleichwege zur Geliebten sich ängstigen müßten, wie die Angst schon alle Liebeslust, jedes schöne Abenteuer der Galanterie im Aufsteigen töte, an geistreich-witzigen Wendungen. Kam nun noch hinzu, daß beim Schluß alles in einen hochtrabenden Panegyrikus auf Ludwig XIV. ausging, so konnte es nicht fehlen, daß der König das Gedicht mit sichtlichem Wohlgefallen durchlas. Damit zustande gekommen, drehte er sich, die Augen nicht wegwendend von dem Papier, rasch um zur Maintenon, las das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme ab und fragte dann anmutig lächelnd, was sie von den Wünschen der gefährdeten Liebhaber halte? Die Maintenon, ihrem ersten Sinne treu und immer in der Farbe einer gewissen Frömmigkeit, erwiderte, daß geheime verbotene Wege eben keines besondern Schutzes würdig, die entsetzlichen Verbrecher aber wohl besonderer Maßregeln zu ihrer Vertilgung wert wären. Der König, mit dieser schwankenden Antwort unzufrieden, schlug das Papier zusammen und wollte zurück

zu dem Staatssekretär, der in dem andern Zimmer arbeitete, als ihm bei einem Blick, den er seitwärts warf, die Scuderi ins Auge fiel, die zugegen war und eben unfern der Maintenon auf einem kleinen Lehnstuhl Platz genommen hatte. Auf diese schritt er nun los; das anmutige Lächeln, das erst um Mund und Wangen spielte und das verschwunden, gewann wieder Oberhand, und dicht vor dem Fräulein stehend und das Gedicht wieder auseinanderfaltend sprach er sanft: Die Marquise mag nun einmal von den Galanterien unserer verliebten Herren nichts wissen und weicht mir aus auf Wegen, die nichts weniger als verboten sind. Aber Ihr, mein Fräulein, was haltet Ihr von dieser dichterischen Supplik? — Die Scuderi stand ehrerbietig auf von ihrem Lehnstuhl, ein flüchtiges Rot überflog wie Abendpurpur die blassen Wangen der alten würdigen Dame, sie sprach sich leise verneigend mit niedergeschlagenen Augen:

Un amant, qui craint les voleurs,
n'est point digne d'amour.

Der König, ganz erstaunt über den ritterlichen Geist dieser wenigen Worte, die das ganze Gedicht mit seinen ellenlangen Tiraden zu Boden schlugen, rief mit blitzenden Augen: Beim heiligen Dionys, Ihr habt Recht, Fräulein! Keine blinde Maßregel, die den Unschuldigen trifft mit dem Schuldigen, soll die Feigheit schützen; mögen Argenson und la Regnie das Ihrige tun! —

(Fortsetzung folgt.)

Johann Rudolf Schiffeli.

1716—1780.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war es, als Sebastian Münster aus Basel das Los der schweizerischen Bauernsamen mit folgenden Worten schilderte: „Der viert Stand ist der Menschen, die auf dem Felde sitzen und in Dörfern, Höfen und Weyerlin und werden genannt Bauern, darum sie das Feld bauen und das zu der Frucht bereiten. Diese führen gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Ihre Häuser sind schlechte Häuser von Rot und Holz gemacht und mit Stroh gedeckt. Ihre Speise ist schwarz Rutenbrot, Haberbrei oder gekochte Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist fast

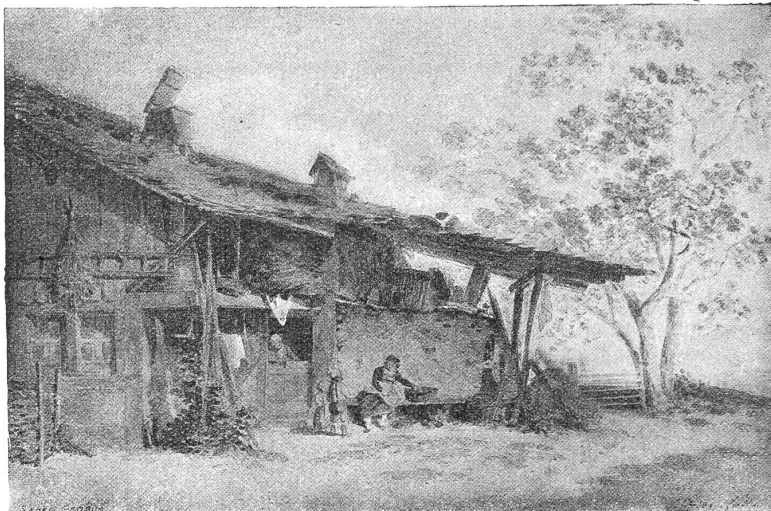


S. R. König.

Becheln des Banfes.

ihr Trank. Eine Zwischgippe, zwen Bundschuh und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leute haben nimmer Ruh;

früh und spät hängen sie der Arbeit an. Ihrem Herren müssen sie oft durch das Jahr dienen.“ In ungefähr den gleichen Verhältnissen lebte das Landvolk noch zur Lebenszeit Johann Rudolf Tschiffelis, im 18. Jahrhundert also. Zwei Zeitgenossen unseres Mannes, N. E. Tschärner und Emanuel von Graffenried von Burgkstein, schilderten 1765 in einem Gutachten die Bauern als „scheuch, verschlagen, argwöhnisch, eigensinnig und hartnäckig“. Wie hätte es bei diesen Verhältnissen anders sein sollen. Und Dr. Bäschlin entwirft in seinem prächtigen Bude: „Die Blütezeit der ökonomischen Gesellschaft in Bern“ folgendes Bild vom Bauern des 18. Jahrhunderts: „In weiter, oft zerklümpelter Kniehose und mit roter Weste und rauhem Hemd angetan, so lief der Bauer hinterm Pfluge. . . Er seufzte still unter der Ungunst der Zeit, und er war doch nicht fähig, sich selbst zu helfen oder im matten Morgenrot seinen kommenden glänzenden Tag zu erkennen.“



S. Freudenberger.

Bauernhaus zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Keine helfende Hand nahm sich des schwer darniederliegenden Bauers an, und wie der Bauer, so war auch sein Gewerbe der allgemeinen Verachtung preisgegeben. Sicher darf nicht alle Schuld ausschließlich auf die Regierung geworfen werden, daß dem so war. Der Bauer war in seinem alten Betriebssystem, der Dreifelderwirtschaft, verknöchert, tat nichts zur Vermehrung der Bodenproduktion. Der Bildungsdrang fehlte ihm gänzlich, der ihn aus der Misere hätte herausbringen können. Allenthalben zeigte sich zu der traurigen Beschränkung der politischen Rechte eine geistige Stumpfheit. So glaubten gerade im Kanton Bern die regierenden Kreise das Heil im Aufblühen von Handel und Industrie, im Merkantilismus, erblicken zu müssen, zum eigenen Schaden allerdings. In Frankreich führte die Ueberschätzung der merkantilen Unternehmungen zum Vanerott der alten Staatsform. Da setzte in England die große agrarische Umwälzung ein, wurden der Flurzwang und das alte Betriebssystem des Mittelalters aufgehoben, die Lasten abgeschafft, damit Arbeitslust geschaffen, der Unternehmungsgeist geweckt. Die von einer sieghaften Kraft durchdrungene neue Bewegung griff aufs Festland über, fand in der Schweiz begeisterte Aufnahme. Unserem Bauer aber fehlte, wie schon im Bauernkrieg, die Kraft zur wirksamen Selbsthilfe. Da waren es

der neuen Zeit vorarbeiteten, die Aufhebung der alten Feudallasten verlangten, den Bildungsdrang im Landvolk weckten. Freilich mußten auch sie gegen die alten Gewohnheiten des Bauers einen schweren Kampf führen. Aber es ging doch vorwärts. Zu diesen Männern gehörte in allererster Linie unser Joh. Rud. Tschiffeli, der Stifter der bernischen ökonomischen und gemeinnützigen Gesellschaft, einer der größten Menschenfreunde seines Jahrhunderts, durchdrungen von dem Willen, den bedrückten Bauern zu ihrem Recht zu verhelfen. Ein Biograph, Sigmund Wagner, sagt im „Schweizerischen Beobachter“ von 1809: „Als einem warmen und unermüdbaren Menschenfreund konnte ihm nichts eifriger am Herzen liegen als der Wunsch, in seinem Vaterlande die erste und notwendigste aller Wissenschaften, die Wissenschaft des Landbaus, die damals daselbst noch sehr unentwickelt war, auf jede nur mögliche Weise zur Ausbildung und zur Vollkommenheit zu bringen; und die wahren Grundsätze derselben dann bei allen Landbauern, von reichen Güterbesitzern bis zum geringsten Tagelöhner, in Befolgung bleibende Ausübung übergehen zu machen. Im vollsten Maße gelang dem edlen Manne sein höchster und lebhaftester Wunsch, und dieser Teil von Tschiffelis Wirksamkeit ist die glänzendste Seite und Epoche seines Lebens. Die Früchte des Samens, die er damals ausstreute, blieben nicht nur in seinem Vaterlande, sondern ergossen sich in alle Länder Europas. . .“



Gut von J. R. Tschiffeli in Kirchberg.

begeisterte Volksfreunde aus den höchsten Kreisen, aus altbernischen Patrizierfamilien, die ihm zu Hilfe kamen, die

Einer alten bernischen Patrizierfamilie, die im 16. Jahrhundert von Biel nach Bern übergesiedelt war, entsproß Johann Rudolf Tschiffeli. Diese gehörte zu den sogenannten regimentsfähigen Familien und hat dem Kanton Bern vorzügliche Staatsmänner geschenkt. Er wurde am 12. März 1716 in Bern geboren. Sein Vater, Hans Rudolf Tschiffeli, war Mitglied des Großen Rates, wurde 1721 Landtschreiber in Baden, war von 1724—34 Landtschreiber der Vogtei im Rheintal. In Rheineck verlebte Johann Rudolf seine Jugendjahre. Schulen fehlten hier und so war der aufgeweckte Knabe in der Hauptsache auf das Selbststudium angewiesen. Ihm fiel auch die Aufgabe zu, seine jüngeren Geschwister zu unterrichten. So lernte er lehrend. 1734 wurde der Vater als Landvogt nach Wanaen versetzt und die Familie siedelte nach Bern über. Johann Rudolf widmete sich dem Studium der Jurisprudenz und war zugleich Kanzlist auf der Staatskanzlei. 1743 sehen wir ihn als Feldschreiber auf einem Kriegszug in die Waadt. 1745 verheiratete er sich mit Margaretha Steß, der Tochter des Landvogts Steß in Trachselwald. Der sehr harmoni-

ischen und glücklichen Ehe entsprossen fünf Söhne und zwei Töchter. Zwei Jahre später starb sein Vater, 1749 seine Mutter. Nun fiel Johann Rudolf auch die Pflicht zu, neben seiner Familie auch für vier unerzogene Geschwister zu sorgen. Eine schwere Aufgabe, da die Eltern keine Glücksgüter hinterließen.

Als Rechtsgelehrter nahm Tschiffeli hervorragenden Anteil an der Umarbeitung des bernischen Zivilgesetzes und der Gerichtsorganisation. In Anerkennung seiner Verdienste beförderte ihn die Regierung zum Sekretär des obersten Ehegerichts. Er versah diese Stelle bis zu seinem Tode und fand hier ein weites Feld für seine menschenfreundliche Betätigung. Er nahm sich hauptsächlich der Landsassen an, jener Heimatlosen, deren Zahl damals an die 8000 betrug, wurde ihr Berater, ihr Freund und Helfer. Er erlebte es, daß 1779 seine Bestrebungen auf Einbürgerung dieser Unglücklichen Erfolg hatten. Sein humaner Sinn fand auch bei der Revision der Konistorial-Ehegerichtssatzungen einen Niederschlag.

Viel bedeutender aber war seine Tätigkeit auf dem Gebiete der Landwirtschaft. Tschiffeli darf, wie einleitend bereits angedeutet wurde, so recht als der Begründer der Wissenschaft des Landbaus angesprochen werden. Er erkannte, daß nicht nur das alte, überlebte Betriebssystem am Darniederliegen des Bauernstandes schuld war, sondern ebenso sehr der Mangel an Bildung. In der Vermittlung landwirtschaftlicher Kenntnisse sah er also ein erstes Mittel zur Hebung der Landwirtschaft. Als Landwirt war Tschiffeli Empiriker. Große Anregungen brachte ihm das Studium der Werke von Duhamel du Monceau, Sprenger, Home, Rhagor u. Er verfaßte in rascher Folge eine Reihe epochemachender landwirtschaftlicher Aufsätze, z. B. Anleitungen zum Flachsbau, über die Arten und die Pflanzung des Buchweizens oder Heidenkorns, die Verfertigung des Schabziegers, wie man die „Wären“ vertreibt, Briefe über die Stallfütterung, über Versuche mit Gips. Er trat für eine Erweiterung des Ackerbaus ein, der gegenüber dem Wiesenbau, der übrigens auch wenig rationell betrieben wurde, gänzlich vernachlässigt wurde, hauptsächlich eine Folge des allgemeinen Weidganges.

Im Dezember 1758 erließ Tschiffeli im „Wochenblatt“ einen Aufruf an alle Patrioten, freiwillige Beiträge zu zeichnen, um daraus Prämien für landwirtschaftliche Preisaufgaben zu bestreiten. Der Erfolg war ein ganzer und übertraf die gehegten Hoffnungen bedeutend. Mit sechs andern gemeinnützigen Männern schloß Tschiffeli einen Bund zur Förderung der Landwirtschaft. Damit legte er den Grundstein zur Oekonomischen und Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern, die für die Entwicklung der bernischen Land- und Volkswirtschaft unendlich Großes geleistet hat, bald zum Mittelpunkt des geistigen Lebens wurde. Mit Recht sagt Sigmund Wagner: „Hätte Tschiffeli in seinem Leben sonst nichts Bedeutendes getan, als den Grund zu der bernischen Oekonomischen Gesellschaft gelegt, so würde er allein dadurch den Dank seiner Zeitgenossen und der Nachwelt verdient haben.“ Ueber die Tätigkeit dieser Gesellschaft, die in kurzer Zeit weltberühmt wurde und Tschiffelis Namen in ganz Europa bekannt machte, werden wir später im Zusammenhang berichten.

Doch Tschiffeli wollte nicht allein landwirtschaftlicher Theoretiker sein, sondern seine Lehren auch in die Praxis umsetzen. Er erwarb in Kirchberg bei Burgdorf ein großes, aber sehr verwahrlostes Landgut, wo er nun seine landwirtschaftlichen Versuche vornahm, um dem Boden einen größeren Ertrag abzugewinnen. Insbesondere beschäftigten ihn die Anlage von Obstgärten, die Zusammensetzung der Erbsarten, Anpflanzung und Behandlung von Flachsbau, Getreide und Kartoffeln, die Anlage von Kleewiesen, Düngversuche mit Gips. Er verbesserte die Ackergerätschaften, erfand unter Mithilfe der Uhrenmacher Bachmann und des Bildhauers Christian Reist einen Säepflug und eine Kartoffelmühle.

Er ging vom alten Weidgang ab und führte die Stallfütterung ein, richtete Wassermatten ein, kurz, entwickelte die regste Tätigkeit. Sigmund Wagner weiß darüber zu berichten: „Früh und spät sah man ihn auf dem Felde, selbst die Arbeiten seiner Tagelöhner vorschreiben und leiten; schlechtes Land verbessern, jedem Boden die ihm angemessenste Kultur anweisen, die ihm zuträglichste Art von Dünger geben, fremde Behauungsarten versuchen, eigene erfinden und, wenn sie gelangen, bekannt machen, die Instrumente der Landwirtschaft verbessern oder neue vorschlagen, mit einem Wort alles tun, was ein kenntnisreicher, tätiger Geist nur immer erfinden konnte, um im Kleinen und Großen Verbesserungen des Landbaues und Aeuferung des Ertrages zu erzielen.“ Und: „Die meisten seiner Versuche gelangen, wie denn beinahe alles gelingt, wozu Eifer und Verstand sich gemeinschaftlich die Hände bieten. Dürre Anger verwandelten sich in kurzer Zeit in lachende Wiesen, steinige, bisher verlassene Felder trugen goldene Ernten, mit Früchten prangende Baumgärten zeigten sich da, wo noch vor weniger Zeit mit Moos und Unkraut bedecktes Land war.“ Dem anfänglichen Wassermangel half er durch gute Brunnen ab.

Alle seine Erfahrungen machte Tschiffeli unverzüglich der Mitwelt dienstbar. Von allen Seiten kamen Lernbegierige nach Kirchberg. Alle wurden freundlich aufgenommen und jeder erhielt Rat und Unterstützung. Auch Pestalozzi holte seine landwirtschaftlichen Kenntnisse bekanntlich in Kirchberg bei Tschiffeli. 1761 hatte dieser das Gut für 12,000 Bernpfund erstanden. Innert kurzer Zeit stieg der Wert auf 72,000 Pfund. Dann führte Tschiffeli auch die Melioration des 800 Tuharten großen Altwindenfeldes zwischen Kirchberg und Uhenstorf durch und verwandelte diese elenden Wiesen in fruchtbare Auen, so daß der Wert statt 80,000 Franken nun eine halbe Million betrug. Sein Verdienst war es, wenn die Kirchberger schon 1762 in Verbindung mit Uhenstorf den allgemeinen Weidgang aufhoben.

1770 verkaufte unser Mann das Landgut in Kirchberg. Noch heute aber zeigt sich der nachhaltige Einfluß Tschiffelis in der Gegend von Kirchberg. Trefflich sagt das Lehrer Haas in seiner letzten erschienenen Jubiläumsschrift des Oekonomischen und gemeinnützigen Vereins des Amtes Burgdorf: „Allgemeiner Ueberblick und Detailbesichtigung sagen uns: Hier wird intensive Landwirtschaft betrieben, die nicht von heute datiert. Sie ist im Laufe vieler Jahrzehnte der Landbevölkerung in Fleisch und Blut übergegangen. Ist es nicht, als wälte über der weiten, segensreichen Landschaft der Geist Johann Rudolfs Tschiffelis, des großen Oekonomen und Menschenfreundes, der vor 150 Jahren in Kirchberg so segensreich gewirkt hat? Ja, sein Geist wirkt weiter im Volke der Gegend als treibende Kraft, als ein Geist stetigen Fortschrittes auf allen Gebieten der Land- und Volkswirtschaft.“

Tschiffeli kaufte nun ein neues Gut in Moosseedorf von zirka 100 Tuharten halt, „ehedem ein Lehngut von 4 Schuppösen, 1 freye Schuppöse und 22 Tuharten, die von andern Lehngütern ertauscht wurden“. Die Einwohner von Moosseedorf sollen damals „beinahe sämtlich in großer Unwissenheit, Roheit und im äußersten Elende“ gelebt haben. Tschiffeli begann seine Arbeit von vorne. Er lehrte die Bauern das Moosland trocknen, die Waldungen besser besorgen, die Wiesen verbessern, den Haushalt ordentlich führen. „Sitten sind daselbst an die Stelle von Trunkenheit und Verwilderung, Glüd und Zufriedenheit an Stelle von Elend und Verzweiflung getreten.“ Aber nicht Gewinnsucht war es, die Tschiffeli leitete. „Nur allgemeiner, wahrer Nutzen, nur Streben nach Wahrheit und Erhöhung allgemeiner Glückseligkeit belebten und unterhielten seine unermüdlige, rastlose Arbeit.“ Ehre solcher Denkungsart! So dürfte es den Tatsachen entsprechen, wenn Wagner schreibt: „Vornehme und Geringe, Bekannte und Unbekannte fielen dem allgemein beliebten Manne auf offener Straße mit Herzlichkeit um den Hals und bezeugten ihm ihre Freude

so aufrichtig, als wenn er der leibliche Bruder von allen seinen Mitbürgern gewesen wäre!“

Im Jahre 1763 konnte es Tschiffeli erreichen, daß die Regierung beschloß, Schüler an die Tierarzneischule in Lyon zu senden, daß für die Forstkultur, das Straßenwesen und den Handwerkerstand etwas getan wurde.

Um 1770 kaufte Tschiffeli auf Rat seiner Freunde ein Los einer ausländischen Lotterie. Und siehe da, das Glück war ihm hold. Er erhielt einen ersten Preis, eine jährliche Leibrente von 1000 Louis d'Or, eine Summe von 21.333½ Bernpfund oder 23.680 alten Franken. Aber Tschiffeli änderte deswegen seinen einfachen Sinn nicht, noch hätte er geduldet, daß in seinem Haushalt etwas verändert worden wäre. Zu seinen Kindern sagte er, als die Kunde von dem Glücksfall einlief: Ich würde es als größtes Unglück betrachten, wenn ihr infolgedessen weniger arbeitfam und weniger bescheiden leben wolltet als bisher! Tschiffeli selber blieb in allem der alte, wackere Menschenfreund, „der lieber Gutes tat, als nur davon zu reden“ (Laurenz Zellweger).

Das Jahr 1777 führte Johann Rudolf Tschiffeli ins Ausland. In politischer Mission kam er an den königlich Sardiniischen Hof in Turin, im Auftrage einer Berner Gesellschaft, die in Sardinien Salzrechte besaß. Zurückgekehrt fing er an zu kränkeln. Es stellten sich die ersten Gefährten des Alters ein, die Vorboten menschlicher Hinfälligkeit. Er blieb ans Studierzimmer gebannt. Noch aber arbeitete er rastlos, schrieb seine Erfahrungen nieder, las gerne abends im Freundeskreise seine Abhandlungen vor. Leider ist ein großer Teil derselben, die in dieser Zeit entstanden, aus dem Archiv der Dekonomischen verschwunden.

Der Lebensabend des edlen Mannes war heiter und ebenso sein Hinscheiden. Am 13. Januar 1780 blieb er länger als sonst nach dem Nachtessen bei seinen Lieben sitzen und es wurden heitere Gespräche gewechselt. Zuletzt meinte der Vater zu seinen Kindern: „Nun, liebe Kinder! So bleibt mir denn nichts mehr übrig von Gott zu bitten, als ein leichtes End', ohne Krankheit und Schmerzen!“ Und in der selben Nacht kam unvermerkt der Tod. Ein Schlaganfall löschte das schöne Leben aus. Ein imposanter Leichenzug begleitete die sterbliche Hülle zur letzten Ruhestätte. Wagner sagt: „Sein Leichenbegängnis war ein wahrer Triumph der Tugend! Ungeachtet der äußerst harten Kälte, die es den Tag seiner Bestattung machte, sah man seine Mitbürger aus allen Ständen mit sozusagen religiösem Eifer seinem Sarge folgen.“ Ein anderer Biograph: „Alles drängte herbei, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Und wirklich hatte wohl kaum ein Mensch verdient, mehr geliebt zu werden als Tschiffeli. Freude und Stütze seiner Eltern, Erzieher seiner Geschwister und deren zweiter Vater, liebevoller Vater, erster und bester Freund seiner Freunde, nützlicher Bürger seines Staates und wahrer Bruder der Menschen, liebte er diese alle mit dem reinsten und fühlendsten Herzen; er liebte die Seinigen mehr als sich selbst, sein Vaterland mehr als die Seinigen und Gott mehr als dies alles!“

i. o.

Benutzte Quellen: Sigmund Wagner: Lebensgeschichte Johann Rudolf Tschiffelis; Sammlung bernischer Biographien I (Aufsatz von Sterchi); Dr. C. Bäschlin: „Die Blütezeit der Dekonomischen Gesellschaft in Bern“; Uferi: Berner Taschenbuch 1904; Eillers Geschichte V; Haas: Jubiläumsschrift des Dekonomischen und Gemeinnützigen Vereins des Amtes Burgdorf.

Enfeli.

In einer wenig bekannten Hafenstadt am Südufer des Kaspischen Meeres auf persischem Boden sind im Lauf der vergangenen Wochen Kosaken der bolschewistischen Regierung eingezogen, haben sich der Schiffe der Denikinschen Regierung bemächtigt, den britischen Truppen aber die Erlaubnis gegeben, nach dem Süden abzugehen. Das würde heißen: Die

Regierung Lenins, welche die Operationen ihrer Generale letzten Endes leitet, bekundet durch diese Geste offiziell ihre Friedensliebe gegenüber England; ihr ist es nur darum zu tun, die letzten Funken der Gegenrevolution auszutreten. „Würde heißen“, wenn man die Geste als Ausdruck der Bedeutung jener Operation auffassen dürfte. Leider darf man das nicht; die Besetzung von Enfeli heißt soviel wie der Beginn einer neuen Phase des kaum unterbrochenen englisch-russischen Weltkrieges.

Zwischen der afghanischen Grenze und Konstantinopel zieht sich eine ungeheuer lange bolschewistisch-englische Front; die kaum blutige Eroberung des kaspischen Hafens ist eine kleine Frontverschiebung zugunsten der Russen, eine kleine zurückgelegte Etappe auf der bevorstehenden Strecke Weges, welcher an die Levante und an den persischen Golf führt. Alte Erinnerungen aus der Vorkriegszeit tauchen auf: Die englisch-russischen Verträge über Persien stehen offenbar vor einer Revision, welche vorderhand nicht von Diplomaten am Konferenztisch geführt wird; zur Revision kommen auch die Grenzfestsetzungen des Berliner Kongresses in Kleinasien und Armenien. Die russische Gefahr für England heißt zunächst Unterbruch der Landverbindung Ägypten-Indien. Später kann sie leicht zur Bedrohung des Suezkanals werden.

England rechnet äußerst bewußt mit dieser Gefahr. In vielen Zeitungen werden die Möglichkeiten und Notwendigkeiten, Persien zu behaupten, erörtert. Die Zahl der nötigen Truppen wird genannt: im Minimum 50,000 Mann. Die besondern Umstände der Gefahr werden nicht verschwiegen: Die ultrademokratische Bewegung in Persien, welche sich gegen den Schah und sein Regiment richtet; die bolschewistischen Sympathien der Ultrademokraten, schließlich die englandfeindlichen Tendenzen großer persischer Bevölkerungsteile. Und endlich gibt man sich in der englischen Presse Rechenschaft über die bisherigen russischen Erfolge. Wafu ging verloren. Ueber Daghestan stellten die Roten eine Verbindung mit der Tatarenrepublik Aderbeidschan her. Im persischen Aderbeidschan werden separatistische Tendenzen wach: Tabris bereitet sich zum Anschluß an die tatarischen Stammesbrüder vor. Armenien und Georgien, Englands Vorposten, sind aufs schwerste bedroht. Organisator des russisch-tatarischen Angriffes gegen Tiflis-Wan-Erzerum sind türkische und zaristische Offiziere, darunter der Jungtürke Enver Pascha — albanesisches Abenteuerblut.

Der nächste Plan Envers zielt auf Verbindung mit den kleinasiatischen Aufständischen, welche sich gegen die Truppen des Sultans erhoben haben und diese, wie die Engländer und Franzosen, seit Monaten in einem unerhört hartnäckigen Bändenkrieg ermüden. Mustapha Kemals, ihres Hauptes Plan heißt: Verhinderung des Gewaltfriedens. Mohammedanischer Fanatismus trägt den Aufstand.

Und Moskau fördert diesen Fanatismus. Ganz wie vormalis Wilhelm II. will es die zu kolonialen Untertanen der Westmächte degradierten Orientalen als Faktor in seiner Rechnung ausnützen, indem es sie gegen ihre Herren aufhekt. Aber die Leninsche Regierung hat einen Vorzug: sie beruft sich auf die Erneuerungstendenzen des gegenwärtigen Islam und scheut sich nicht, Sultan und Schah daran zu geben, wenigstens politisch.

So sehen wir mit Erstaunen im Osten einen abgebrochenen weltgeschichtlichen Prozeß neuerdings in voller Entwicklung; es ist trotz Fahnenwechsel nur ein Neues: der russische Radikalismus hat gegenüber England einen Vorsprung, indem er die alte Todfeindschaft des Islams gegen die westlichen und östlichen Christen nun hauptsächlich gegen die Westmächte lenkt — und dies alles dank der Friedenspolitik einer Entente, welche glaubt, ihr Strafamt als Vorwand benutzen zu können, um die alte Türkei nun endgültig aufteilen zu können. Georgien und Armenien werden die Beche bezahlen müssen, mit weitem unsäglichen Opfern, wenn